Mundart und Hochsprache in der Deutschschweiz

Autor(en): **Villiger, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1984)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421386

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Noch etwas: Unsere bundesdeutschen Nachbarn bringen uns heute viel Wohlwollen entgegen. Wo Freundlichkeit einstigen Frost bricht, soll man mit Freundlichkeit antworten. Daß die Deutschen die gleiche Sprache anders aussprechen als wir, ist doch wirklich kein Grund, ihre Sprache nicht auch als uns zugehörig zu betrachten.

Louis Wiesmann

Mundart und Hochsprache in der Deutschschweiz

Wenn etwas zum Tagesgespräch wird wie gegenwärtig das Verhältnis von Mundart und Hochsprache in der Schweiz, stellt sich unweigerlich die Frage, ob es sich denn überhaupt lohne, so viel Aufhebens von der Sache zu machen.

Eine ernsthafte Antwort erfordert vorerst einige Überlegungen dazu, was denn das eigentlich heiße: „Es lohnt sich."

Mit der genannten Frage kann erstens die Überlegung gemeint sein, ob sich sprachliche Veränderungen — ihre Richtung, ihr Ausmaß, ihre Geschwindigkeit — überhaupt durch geplante, gezielte Maßnahmen beeinflussen lassen. Die Sprachpflege jedenfalls in allen ihren Erscheinungsformen — z. B. als Sprachschulung im muttersprachlichen Unterricht — muß die Frage bejahen, wenn sie ihr Tun als sinnvoll betrachten will. Auf unser Problem bezogen: Wir müssen daran glauben, daß sich am Verhältnis des Deutschschweizers zur gesprochenen Hochsprache einiges ändern ließe, wenn es gelänge, die große Mehrheit der Lehrer aller Schulstufen dafür zu gewinnen, den Deutschunterricht so zu gestalten, daß die Schulentlassenen ohne Scheu, mit Freude und mit leidlicher Korrektheit hochdeutsch sprächen, wo immer Zweckmäßigkeit und Schicklichkeit es gebieten.

Dennoch drängt sich die Vermutung auf, daß geplante und gezielte Maßnahmen zur Steuerung des Sprachverhaltens deshalb eine beschränkte Wirkung haben, weil sie sich weitgehend mit dem begnügen müssen, was man in der Medizin als symptomatische Therapie bezeichnet. Denn aus mindestens drei Gründen müssen wir uns damit bescheiden, die Symptome — in diesem Fall das Verhalten des Deutschschweizers gegenüber der gesprochenen Hochsprache — zu beeinflussen statt die Ursachen:

— Die Ursachen sind uns allem Nachdenken zum Trotz nur zum Teil bekannt, denn sie sind ungewöhnlich komplex.
— Es ist schwer, die bekannten Gründe im einzelnen zu gewichten.

— Vor allem aber: Diese Gründe sind überwiegend außersprachlicher Natur, z. B. psychologischer, ideologischer, politischer, und daher durch Aufklärung, Schulung und Erziehung im sprachlichen Bereich schwer zu beeinflussen.

Daß etwas schwierig ist, soll uns jedoch nicht davon abhalten, es zu versuchen. Daher sei den immer wieder genannten Gründen dafür, daß der Deutschschweizer ungern hochdeutsch spricht, noch ein weiterer beigefügt, der nach meiner Meinung zu wenig beachtet wird: Der Deutschschweizer hat — nach allem, was ich im Verlauf der Jahrzehnte als Deutschlehrer in und außerhalb der Schule beobachten konnte — durchaus keine Abneigung gegen die Hochsprache, sofern sie sich wirklich als solche zu erkennen gibt, und er ist durchaus willig, die nicht geringen Mühsale, die mit ihrer Erlernung verbunden sind, auf sich zu nehmen. Was er hingegen ablehnt, das ist die gesprochene Sprache des Alltags, die Umgangssprache, jener Jargon, der sich, von der sozialen Unterschicht der Großstädte ausgehend, horizontal und vertikal immer weiterer Bevölkerungskreise bemächtigt hat und der heute, was die Massenmedien betrifft, auch auf die geschriebene Sprache übergreift, wie die illustrierten Zeitungen und die Synchronisierungen anderssprachiger Filme zeigen. Man hüte sich, diese Haltung als Snobismus zu deuten. Der Sachverhalt ist ganz einfach der: Die heute in der Bundesrepublik im Alltag gesprochene Umgangssprache ist ja weder eine Mundart noch eine Hochsprache. Sie tönt für uns fremd, ohne überregional zu sein. Zwar drängen sich auch bei uns von gewissen Lebensbereichen her umgangssprachliche Elemente in die Mundart — „Gas gee, uf Tuure cho, abschalte, tanke (z. B. frische Luft!), uf de Felge sy" aus der Technik, „das chauft dr niemer ab, zur Kasse bitte" aus der Wirtschaft und „fit, k. o. sy, über d Runde cho, Schuß gee" aus dem Sport. Aber dennoch, wie forciert, wie verfremdet wirkt es doch, wenn etwa eine junge Deutschschweizerin im „Heiteren Beruferaten" mit „allein*e*, dabeihaben, hallo, Junge, komm schon, hinkriegen, Mensch, rüber, raus und mal" der deutschen Zuhörerschaft „signalisieren" zu müssen glaubt, daß sie sprachlich „in" sei.

Dazu kommt aber noch etwas: Das Schweizerische in der schweizerischen Variante der Hochsprache beruht wohl zum Teil auf lexikalischen und grammatischen Besonderheiten, vor allem aber auf seiner unverkennbaren Lautung. Wenn der Schweizer hochdeutsch *spricht,* macht er seinen Partnern, zum Teil aber auch sich selbst, viel deutlicher bewußt, daß er Schweizer ist, als wenn er schreibt. Und dieses Bewußtsein wird dadurch, daß wir heute über das Radio und ganz besonders über das Fernsehen mit der hochsprachlichen Lautung viel vertrauter werden als frühere

Generationen, nicht etwa aus der Welt geschafft, sondern im Gegenteil verstärkt. Denn weit entfernt davon, die hochsprachliche Lautung, die viele von uns fast täglich hören, zu übernehmen, vergegenwärtigen wir uns bloß deutlicher, wie ganz anders doch die Hochsprache von „drüben" töne als die Laute, die aus dem Nationalratssaal in die Öffentlichkeit dringen.

Doch endlich zurück zur Frage, ob es sich denn lohne, das heutige Verhältnis von Hochsprache und Mundart in der Deutschschweiz beeinflussen zu wollen. Handelt es sich nicht einfach um eine Modeerscheinung, die nach einer gewissen Zeit von selbst verschwindet? Man ist geneigt, die zweite Frage zu bejahen, wenn man bedenkt, daß in unserem Jahrhundert bereits die dritte Mundartwelle über uns hinbrandet:

— Im Jahre 1901 beschloß der bernische Große Rat gegen den Antrag der Jurassier, Berndeutsch als Verhandlungssprache beizubehalten, und Rudolf von Tavel bereitete „Ja gäll, so geit's" für den Druck vor. Im Jahre 1901 — man beachte die verblüffende Parallele zur heutigen Situation — erhielt aber auch die an einem Berliner Gymnasium gegründete Schülerwandergruppe den Namen „Wandervogel", und Volkstanz, Volksmusik und Laienspiele wurden aufgewertet, Gesundheitssandalen und Reformnahrung propagiert.
— Auf dem Höhepunkt der Macht des Nationalsozialismus wurden 1938 der „Bund Schwyzertütsch" gegründet und 1941 an der ETH die ersten wissenschaftlichen Seminare in Mundart durchgeführt.
— In den drei letzten Jahren vor den Studentenunruhen von 1968 gab Kurt Marti den Gedichtband „Rosa-Loui" heraus, und Mani Matter, Fritz Widmer und Ruedi Krebs schufen das moderne Mundartchanson.

Welche Ereignisse und Einstellungen werden umgekehrt in absehbarer Zeit dazu führen, daß man das baldige Aussterben unserer Mundarten voraussagt wie um 1860 oder um 1910?

Nun kann aber die Frage „Lohnt sich das?" noch etwas Drittes bedeuten, nämlich: Was steht denn überhaupt auf dem Spiel, wenn sich die Mundart immer entschiedener auf Kosten der Hochsprache durchsetzt? Viel oder wenig? Ersetzliches oder Unersetzliches? Ich will gar nicht erst versuchen, als Antwort auf diese Frage alle Gründe gegen die Verwendung der Mundart als „Sprache der Öffentlichkeit" (Walter Porzig) noch einmal zusammenzutragen, die teils in den Aufsätzen dieses Heftes, teils in zahlreichen anderen Studien und Vorträgen, etwa von Helmuth Thomke, Kurt Meyer oder Louis Wiesmann, genannt worden sind. Wer diese Argumente auch nur einigermaßen überblickt, nimmt mit Bestürzung die Länge der Liste zur Kenntnis.

Natürlich läßt es sich über das Gewicht jedes einzelnen dieser Argumente streiten; in einem, dem entscheidenden Punkte jedoch sollten sich die Verteidiger der Hochsprache wie der Mundart einig sein: Wer die Mundart dort verwendet, wo sie ihrer Natur nach nichts zu suchen hat, schadet der Mundart mindestens so sehr wie der Hochsprache. Wer der Mundart — um noch einmal Walter Porzigs „Das Wunder der Sprache" zu zitieren — die Rolle einer „Sprache der Öffentlichkeit, der Predigt, des Vortrags, der Gerichtsverhandlungen" und — füge ich als Schulmeister hinzu — des Unterrichtsgesprächs und akademischer Lehrveranstaltungen — aufnötigt, schadet der Mundart, weil er sie unwillkürlich in Lautung, Flexion, Satzbau, Wortbildung und Wortwahl der Hochsprache angleicht. Sie glauben es nicht? So sei zum Schluß eine Liste beigefügt, eine kleine Auswahl von Sünden wider die Mundart, begangen von Teilnehmern an zwei Sitzungen von 45 und 60 Minuten Dauer, in denen „halt" gut schweizerische Mundart gesprochen wurde: liebi Awäsedi — d Awäseheit — e Teilnämerlischte — ali Teilnahmeberächtigte — i wird nacher na es Byspyl gä — ich gsee einfach nöd — e Charakterisierig, die ... — es Problem, das ... — en Schüeler, de meint — indem mir versueched — es chömed hinzue — aber nicht in dem Sinne vo — i de erschte Jahre von der psychiatrische Behandlig — im Bereich — e Frischt, innerhalb dere mir — das isch jedoch — deshalb mein i — e hinrychendi Begründig. Ja eben — eine hinreichende Begründung! *Hermann Villiger*

Nicht Schweizerdeutsch gegen Hochdeutsch, sondern Schweizerdeutsch und Hochdeutsch

Wünsche eines Tessiners an die Deutschschweizer

Die Sprache ist eines der kostbarsten Güter, die ein Volk besitzen kann. Sie zu pflegen, sie reinzuhalten, ihre Geschichte zu erforschen ist eine Aufgabe ersten Ranges und eine unerläßliche Pflicht, wenn es gilt, die Kultur einer Sprachgemeinschaft zu bewahren. Die Sprache vermittelt das geschichtliche, gesellschaftliche und kulturelle Erbe eines Volkes, in ihr sind Bräuche, Sitten und andere Traditionen aufgehoben. Wer das Leben einer Sprache in Gefahr bringt, gefährdet die Identität derer, die sie sprechen. Daraus ergibt sich, daß die Identität der deutschen Schweiz unbedroht ist, weil die Sprache ihrer Bewohner in keinerlei Ge-